

Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

28. Jahrgang

Donnerstag, 31. März 1960

Nummer 3

Die Osttiroler Bauernsprachinseln Pladen und Zahre in Oberkarnien

(1. Fortsetzung)

Von Dr. Maria Hornung

Für Pladen charakteristisch ist das Vorkommen von gemauerten Hausteilen sowie der gemauerte Rundbogeneingang. Züge, die an Obertilliach erinnern und sicherlich als romanischer Einfluß anzusprechen sind. Die Laabe ist genau so angelegt wie in Osttirol und hat ebenfalls zwei Eingänge. Das Wort Laabe, aus schriftdeutsch Laube, belehrt uns über die Entstehung dieses Flurganges. Der zwei ursprünglich selbständige Hausteile laubenartig verbunden haben mag. Der wichtigste Raum des Hauses ist die Kchuchl, in ganz alten Häusern noch als Raachkchuchl vertreten (Bild 3), deren immerhin noch vier in Gebrauch stehende in Pladen anzutreffen sind. Ihre Besichtigung und wissenschaftliche Aufnahme gestaltete sich jedoch trotz der sonstigen Bereitwilligkeit der Bewohner etwas schwierig. Man schämt sich bereits dieses Hausaltertums. Der mächtige steingemauerte Herd in einer Ecke des Raumes ist unter friaulischem Einfluß niedriger als seine Osttiroler Gegenstücke. Im übrigen läßt sich eine gewisse Ähnlichkeit in der Anlage nicht leugnen. Die typisch villgraterische Holzeinfassung des dortigen Tischherdes, der auch auf Holzbeinen steht, fehlt hier in Pladen. Besonders die Konstruktion der Kesselreide, also jener Vorrichtung, die dazu dient, den Kessel über dem Feuer zu tragen und zur Seite zu schwenken, ist ähnlich. Der villgraterische Ausdruck Roadsoaldo für die Kesselreide ist in Pladen nicht zu erfragen, man gebraucht dafür Haale, womit eigentlich nur die Aufhängevorrichtung und nicht das galgenartige Holzgestell benannt wird²⁰). Es fehlt ferner der Föirhuit, wie die Villgrater sagen, der Feuerhut über dem Herd, der in Gestalt eines flachen eisernen Schirmes in allen mir bekannten Rauchküchen Osttirols anzutreffen ist und eigentlich einen Funkenschutz darstellt. Der Rauch sammelt sich hier wie dort unter

der Decke, um durch eine Rauchluke ins Vorhaus und allenfalls in einen hölzernen Kamin abzuziehen. Diese Luke, in Villgraten Lieche genannt, heißt hier Lii-e, was lautgesetzlich genau entspricht. In Pladen befindet sich die Lii-e über der Küchentür und kann noch in alten alten Häusern, die schon längst über keinen offenen Herd mehr verfügen, festgestellt werden. Sie ist mit einer Lälle, einer hölzernen Türschnalle, versehen. Das Herdgerät Prändrouß und Pfänkchnächt, sind uns ebenfalls wohl bekannt. Unter der Decke befindet sich ein Trockengerüst, in Villgraten Äbente genannt, hier abweichend Äze oder Äznpaame²¹). Wir sehen es auf Bild 3 mit Speck- und Fleischstücken behangen. Es handelt sich um ein altd deutsches Wort (mittelhochd. äsene), dem wir in Osttirol immer wieder und in verschiedenen Formen (Aase, Daase usw.) begegnen. Hin-

ter dem Herd befindet sich meist auf zwei Seiten eine Bank, auf einer Seite oft etwas breiter als Schlafstelle (Kuttßo, Schloofpänkch) ausgestattet. Sicherlich wurde in der alten Rauchküche in Pladen auch gegessen; ein Großteil des Familienlebens mag sich hier abgespielt haben. Bild 4 zeigt, wie groß solche Räume mit Ecktisch und zusätzlichem Klapp Tisch gewesen sind. Die Küchen sind heute in Pladen meist kleiner, aber wie ihre Anlage verrät und die Besitzer bestätigen, sind sie aus größeren Räumen abgeteilt und modernisiert worden. Trotz der Größe und des Wohncharakters dieser Rauchküchen ist dieser Typus nicht mit dem von Geramb bestimmten, der „Rauchstube“, zu identifizieren. Das übrige Küchengerät entspricht ganz den Vorstellungen, die wir diesbezüglich aus Tirol mitbringen und dessen Bezeichnungen, Goubl, Leiffl, Meißßer, Täller, Schißßl,



Bild 3: Rauchküche in Oberpladen mit großem gemauertem Herd, Herdbänke, Kesselreide und „Äze“ zum Aufhängen des Seichfleisches und Speckes
(Aufnahme: Hornung)

Pfannen und Trochtar befinden sich im Gänzer (Küchenkästchen) oder auf der Nefeschtoole (Stellage). Früher waren auch Eardeschl, irdene Schüssel in Gebrauch. In der Milchzale ist der Zaischippi, der früher aus Burtln (Wurzeln) bestand. Zum Straubenbacken hat man eine Schraubenaure (Straubenkelle). Auch der Kchafeprovar (Kaffeeröstmaschine) darf nicht fehlen. Fremd ist nur die Schkolapaste, das Nudelsieb, das im Land der pasta asciutta auch hier eine Rolle spielt. Gegenüber der Küche liegt der Goodn (Gaden), eine Art Speisekammer, wo früher die Drändl stand, ein drehbares Speisegestell (Bild 5), das man in Osttirol noch hier und da antrifft; in Pladen wurde das letzte kürzlich zerhackt. Auf den Sctoojn (Stellagen) sind Kchaaze und Puutr zu finden und im Schmaltsschtaan (einem ausgehöhlten Stein) das Butterschmalz. Außerdem gibt es aber noch einen Kchäldr (Keller), in den man durch eine Falltür von der Küche hinabsteigt. Hier ist der Kessel zum Zeachtln (Sechteln) der Wäsche, wozu man früher Holzaschenlauge verwendete. Neben der Küche liegt gewöhnlich die Schtuube, die oft getäfelt ist und einen gemütlichen Tonnenofen enthält, den das Geschälle (Verschallung) umgibt; oben bietet sich im Winter ein warmer Liegeplatz. Hier und da trifft man noch bemalte Türen oder Möbel an, doch wirken diese Zeugnisse bäuerlicher Kunst ärmlich und irgendwie vereinsamt. Der Oovn wurde früher meist auch als Backofen verwendet. Das zugehörige Gerät waren Schaufl und Latrat mit Huodr (Backwisch). Leider wird in Pladen kein Schwarzbrot mehr gebacken, sondern das in Italien übliche weiße beim Bäcker gekauft. Oft steht auch noch ein Winklchäschte in der Stube oder ein Kchäschte mit Schuubeloodn. Die Tischlade heißt Tri(i)schtruge, beides gewisse Abweichungen von Villgraten, wo man die Schubladen Tootn und die Tischlade Trischtl nennt; in letzteren steckt aber jedenfalls eine verkürzte Trischtruge, das r in der ersten Silbe

ist durch Assimilation, also Angleichung an den zweiten Wortteil, hineingekommen. Gegeüber der Stube liegt meist ein kleiner Raum für den Altbauern und seine Frau, das Schtiibile.

Die Schlafräume, meist zwei größere und zwei kleinere, sind im allgemeinen im Obergeschoß gelegen. Der Fluor zwischen ihnen heißt Teinne. Durch die Abwanderung in die Städte, die sich auch hier schmerzlich bemerkbar macht, sind viele Häuser so menschenarm geworden, daß die Schlafkammern nicht gebraucht werden, und Stube und Stüblein genügen. Mit Schmerz zeigte mir eine Bäuerin die vielen leeren Kammern und klagte über ihre Vereinsamung. Der Dachboden über den Schlafkammern wird Kchämmerdille genannt und wir haben es wieder mit einem echt pustertalischen Wort zu tun. Je nachdem, ob es sich um ein Einheitshaus oder einen aus zwei Hauptgebäuden bestehenden Hof handelt, gelangen wir von der Laabe aus in den Houf oder Schtreibehouf (Stallvorraum), dessen Name seine Funktion gut verdeutlicht, und dann in den Stall selbst oder müssen den Hof im Freien überqueren und ein zweites Gebäude betreten: die Dille. Im Untergeschoß liegt der Sctool (Stall), der durch einen Gang in zwei Hälften geteilt ist, die beide Parne (Barne, Futterraufen) enthalten. Abgeteilt in einem Kätterle (Gätterlein) befinden sich die Ferkel oder auch Ziegen, die jetzt kaum mehr gehalten werden. Auch die Schafzucht ist sehr eingeschränkt. Man hat im Stall einen Mäichschtuil zum Melken und eine Kchrucke zum Ausmisten. Im Obergeschoß ist der Sctoodi (Stadel), der die Haidille (Heuboden) mit dem Haistoukch (Heustock) enthält. Der oberste Stadelboden heißt Schiäße, das außen am Stadel befindliche Trockengestell wird Pirl genannt, ein aus Osttirol wohlbekannter Ausdruck, der aber dort meist den obersten Stadelboden bezeichnet. Die Pirl gehört zum Trocknen verschiedener Kulturgewächse, Bohnen etc. Man sieht auch Heu dort aufgetürmt. Wahrscheinlich hatte der



Bild 5: Drehbares Speisegestell „Drändl“ aus Innervillgraten (Kohler)

(Aufnahme: Hornung)

Zoldr (Söller) am Feuerhaus ursprünglich ähnliche Funktionen.

Besonders interessant ist es, die Bezeichnungen für das bäuerliche Arbeitsgerät und seine Teile zu studieren. Sie sollen in der geplanten Osttiroler Dialektgeographie im einzelnen aufgezählt, mit Osttiroler Entsprechungen verglichen und kartographisch dargestellt werden. Nur einzelne Beispiele können hier angeführt werden, um eine Vorstellung von diesen Wortpaaren zu geben. Zur Heuarbeit wird die Zänggaze (Sense) gebraucht, der Sensenstiel heißt Burb, die Handhabe Kchruckh. In Villgraten sagt man: Zängzan, Worpe, Kchrucke. Am Laatrbooga (Leiterwagen) gibt es in Pladen eine Lámbit (Langwiede), das Atßgätter, die in Villgraten Lánkchwit und Akßgátto heißen. Der Luunigar (Lünse, Achsnagel) von Pladen ist in Villgraten ein Luuna. Einer Loata in Villgraten entspricht in Pladen eine Laater. So hat Pladen einerseits altertümliche Lautungen bewahrt, andererseits aus dem Pustertal Neuerungen übernommen, die Villgraten noch nicht durchgeführt hat.

Eine grundlegende Frage bezüglich des Hausbaus bleibt noch zu entscheiden: welche Hofferform ist die ältere, die aus zwei Gebäuden — Feuer- und Futterhaus bestehende — oder die des Einheitshauses. Baragiola, der nicht nur unsere beiden Sprachinseln, sondern den ganzen Raum von Carnia, Cadore, Zoldano, Agordino, Kärnten und Tirol durchwandert und den Hausbau studiert hat, stellt fest, daß die ältere Form die zweiteilige ist. Dies leuchtet aus verschiedenen Gründen ein.

(Fortsetzung folgt.)



Bild 4: Fensterseite der Rauchküche (vgl. Bild 3) in Oberpladen mit Tischen und Bänken (Aufnahme: Hornung)

20) Baragiola berichtet noch im Jahre 1916 ralde.
21) Sprich z als stimmhaftes s.

Kunstwallfahrt nach St. Justina

Die heute fast vergessene Wallfahrtskirche St. Justina bei Mittewald wurde 1959 renoviert.

Wie auf einem mittelalterlichen Burg-
hügel, der einen prächtigen Rundblick
ins umliegende Mittel- und Hochge-
birge, von den Lienzer Dolomiten bis
zum Gölbner- und Bocksteinmassiv
gestattet, windet sich der Wallfahrts-
weg vom Kirchenwirt zum rückwärtigen
Friedhofseingang hinauf, vorbei
an manch mittelalterlichen Spolien
(romanische Säulenstrunke, gotische
Basen) und entlang dem jäh abfallen-
den, durch Scherbenfunde sogar für
die Antike bezeugten, kegelförmigen
Kirchenhügel.

Schon früh hat sich auf diesem Fel-
sen das christgläubige Volk ein Got-
teshaus erbaut. Das Äußere des heuti-
gen gehört mit dem polygonen Chor-
abschluss, zwei spitzbogigen Seitenpor-
talen und dem Spitzhelm des Turmes
vorzüglich dem gotischen Baustile an
und die Datierung des Christophorus-
Fresko an der Turmwand (1513) —
gibt uns einen Hinweis auf die all-
fällige Kirchenbaugeschichte. „Ad S.
Justinam, 1177“ zitiert Karl Maister
in seinem Osttirol-Führer das erste
christliche Heiligtum und hatte dabei
wohl die Schenkungsbestätigung von
Papst Alexander III. an das Kloster
Neustift, einige Höfe in St. Justina
betreffend, im Auge, während Propst
Weingartner in seinen „Kunstdenkmä-
lern“ — leider ohne Quellenangabe —
für das Jahr 1633 eine Barockisierung
und Neuweihe des Innern der Kirche
vermeldet. Der heutigen älteren Gene-
ration ist das Kircheninnere von St.
Justina noch in der malerisch über-
ladenen, dunklen (überwiegend in grün
und gelbroten Tönen gehalten), stukk-
vergoldeten Rokoko-Dekoration in
Eidiotenpera vom alten Peskoller aus
Welsberg (1909) bekannt, die jedoch
jetzt restlos entfernt wurde, um einer
spätbarocken, neu aufgefundenen Dek-
kenmalerei in heller grau-rosa Tönung
Platz zu machen. Demnach befindet
sich im Chor ein Fresko „Die Anbe-
tung des Altarsakramentes durch die
vier Erdteile“ und zwei Grisailles „Mo-
ses“ und „Aaron“; im Schiffe die fi-
gurenreiche „Hinrichtung der hl. Ju-
stina“ und über der Orgelempore eine
„Schutzmantelmadonna“, welche mit
Helena und Laurentius die Kristeiner-
egend in ihre Obhut nimmt. Drei an
der Chorbrüstung ausgesparte Felder
zeigen „König David mit der Harfe“
und je einen Engel ihm zur Seite. Die
Decke unter dem Sängerchor schmückt
ein in Brandstättischer Manier gemal-
tes Schutzengelbild. Alle Großgemälde
sind von mehrfach gebrochenen Oval-
rahmen begrenzt und weisen bei ziem-
lich einfacher Komposition, die jedes
barocken Schwunges entbehrt, eine
gelblichrote Tönung auf und tragen
die Stilmerkmale vom ersten Viertel
des 19. Jhdts. an sich. Außerdem grü-
ßen unmittelbar über der Sockelzone
die Büsten der zwölf Apostel in hei-

ler barocker Freskenmalerei von den
Kirchenwänden; von den Gewölbe-
zwickeln hingegen die vier Evangelisten
in grau-grünen Grisailles als qualität-
vollere, ältere Arbeiten als die vorher
genannten.

Den liturgischen wie künstlerischen
Hauptakzent bildet naturgemäß der fi-
gurenreiche, prächtige barocke Säu-
lenaltar in dunkelblau-grüner Marmo-
rierung mit zentralem Ölgemälde, dar-
stellend „Die Hinrichtung der hl. Ju-
stina“ (Kopie nach dem Agnesbild im
Dome zu Brixen, 1788, von Christoph
Unterberger) und die goldstrotzenden
Altarheiligen Augustinus, Rupertus,
Laurentius und Helena. Da die beiden
letzten genannten Figuren mit Sicherheit
als Arbeiten Johann Paterers (1738/85,
Lienz) zu erkennen sind, dürfte wohl



Hl. Justina

Foto: Dr. Kollreider

der ganze plastische Schmuck des Al-
tars und der prächtigen Kanzel (alle-
gorische Engel auf dem Deckel) der
Paterer-Werkstatt zu Lienz aus der
Mitte des 18. Jhdts. entstammen. Wir
stehen also vor dem kunstgeschicht-
lichen Dilemma, daß Dr. Hochenegg
und Propst Weingartner (beide nach
Tinkhauser) von einer Barockisierung
der Kirche im 17. Jhd. (1633!) spre-
chen, obwohl doch Kanzel und Haupt-
altar mit der barocken Justina-Statue
(heute am Stöckl vor der Kirche) so-
wie die sechs qualitätvollen Grisailles
eindeutig aus dem 18. Jhd. stammen,
während die neu aufgedeckten, soge-
nannten „Barockmalereien“ an der
Decke des Schiffes zugleich mit dem
heutigen Altarblatt erst im 19. Jhd.
entstanden sein können und mit kei-
ner der beiden Barockisierungen im
17. (?) oder 18. Jhd. etwas gemein ha-
ben, sondern von einer späteren Ren-
ovierung herrühren.

Einen unzweifelhaften Erfolg der
jetzigen Kirchenrenovierung bildet die
passende und endgültige Platzierung
des spätgotischen Justina-Altars in
der ersten vermauerten Fensterische
des Kirchenschiffes an der Evangeli-
en-

seite. Auf einem gemauerten Sockel
erhebt sich der fachmännisch restau-
rierte Flügelaltar mit der neugefaß-
ten Justina-Statue im Schreine, wobei
auch der bisher offene Predellenkasten
durch neue Türen zu einem kleinen
Tabernakel umgestaltet wurde. Nach
vielen Irrwegen kam dieser ursprüng-
liche Hochaltar der gotischen Kirche,
wahrscheinlich bei der Barockisierung
derselben im 18. Jhd. nach St. Korbi-
nian bei Thal und von dort (zufolge
eines Kunstdiebstahles) gegen Ende der
Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts,
in die Lienzer Dekanatskirche, bis ihn
schließlich i. J. 1940 der heimatverbun-
dene und kunstsinnige Bindermeister
J. Oberwasserlechner wegen Kriegsge-
fährdung für immer in seine Heimat-
kirche St. Justina zurückführte und
durch die Vereinigung der dort ver-
bliebenen frühgotischen Justina-Statue
mit diesem heute in berechtigtem
Stolze auf die Rettung eines Kunst-
denkmales hinweisen kann. Das Herz-
stück dieses Altars ist die genannte
Schreinform der hl. Justina im wei-
chen, gotischen Stile zu Beginn des
15. Jhdts. (s. Abb.) jetzt auf Kosten des
Denkmalamtes in Innsbruck von den
vielen Übermalungen befreit, ausge-
bessert — wobei die linke Hand noch
fehlt — und antik gefaßt. Diese Sta-
tue war nämlich die ganze Zeit über
in einer Mauernische der Kirche in
St. Justina geblieben und fristete ein
beziehungsloses Dasein. Einen Beweis
für den Kunstwert des gesamten Al-
tars bildet die Tatsache, daß er auch
bei der großen Gotik-Ausstellung des
Ferdinandeums i. J. 1950 zur Aufstel-
lung gelangte und dem Publikum ge-
zeigt wurde (Kat. Nr. 120). Dieser Flü-
gelaltar zeigt in geöffnetem Zustande
in der Mittelnische oben genannte Statue
der hl. Justina, flankiert von zwei
Tafelbildern (Laurentius und Helena),
während auf den Flügeln selbst je
zwei Szenen aus der Lebensgeschichte
der Heiligen Cyprian und Justina dar-
gestellt sind: Justina nimmt den
Schleier, Versuchung der Heiligen
durch Cyprian, Cyprian und Justina
im Öfaß, Hinrichtung der beiden. Die
Außenseiten der Flügel sind mit Passi-
onsszenen geschmückt. Aus stilistischen
Gründen wird dieser Altar mit Recht
dem Künstlerkreise Friedrich Pach-
ers (Ende d. 15. Jhdts.) zugeordnet. In
diesem Zusammenhange muß als be-
dauerlich erwähnt werden, daß im
Zuge der letzten Kirchenrenovierung
den Spuren gotischer Freskomalereien
an der inneren Südwand (Inscription u.
Stifter) — ebenfalls vom bereits ge-
nannten Herrn Oberwasserlechner lt.
Osttiroler Bote 1950 entdeckt — keine
weitere Beachtung geschenkt wurde
und ihnen kein pietätvolles geschicht-
liches Nachspüren beschieden war, in-
sofern man diese wenigstens als hi-
storische Zeugen an den Kirchenbau
oder als dekorative Farbflecke geschicht-
lich konservierend erhalten hätte. Denn auch
für die Zukunft wird in dieser Kirche
ihr gotischer Charakter, geformt durch
den Flügelaltar und das monumentale
Christophorus-Fresko von 1513 an der
Ostwand des Turmes — nicht aber die

Von Boten, Fuhrleuten und Stellwagen

Von Josef Astner

Die Straßenmaut auf allen Ararisch-n (Staats-)Straßen wurde mit 1. Jänner des Jahres 1900 aufgehoben.

An sich ist der Bote als jeweils beauftragter oder beruflicher Nachrichtenüberbringer wohl die älteste der drei Einrichtungen. Als solcher stand er anfangs nur im Solde von Fürsten und Feldherren, dann auch des Adels und begüterter Familien. Aber nur wer lesen und schreiben konnte, war in der Lage, Nachrichten zu senden und zu empfangen. Damit war aber diese Kulturerrungenschaft auf die gebildeten Kreise beschränkt, die sich den Luxus eines Hauslehrers oder des Besuches einer Klosterschule leisten konnten. Erst durch die Schulreform der Kaiserin Maria Theresia (1740–1780) lernte in unseren Landen durch die allgemeine Schulpflicht jedermann lesen und schreiben. Damit stieg auch das Mitteilungsbedürfnis dieser Volksschichten. Dies führte wieder zum besseren Ausbau des Postwesens, das sich mit der Übermittlung geschriebener Nachrichten hauptamtlich befaßte und dazu den Postboten benötigte, der wieder von der fahrenden oder reitenden Post bedient wurde. Aber davon soll hier nicht die Rede sein, zumal Herr Dr. Windhager in diesen Blättern über das Postwesen in unserem Gebiete (Pustertal) schon ausführlich geschrieben hat. Der hier zu behandelnde Bote beförderte wohl auch Poststücke nach Dörfern, wo noch kein Posthalter war, besorgte aber zugleich auch sonstige Kleineinkäufe. Diesem Boten wollen wir also nachspüren, wenn davon in den einzelnen Tälern die Rede ist, denn er war der Vorläufer des Postamtes.

Der Fuhrmann, Frächter oder Lohnfuhrwerker mit bespanntem Fahrzeug wird als Frachtenführer wohl etwas eher nicht viel jünger sein als der Bote. Auf seiner Tätigkeit beruhte, gemeinsam mit dem Schiffer, die Entwicklung des Welthandels und Wohlstandes. Seine Bedeutung wurde natürlich sofort erkannt und daher auch frühzeitig behördlich geregelt. Um den Gütertrans-

barockisierenden Malereien — die „halb und ganz glaubenslosen Kunstkenner“ (wie sich Pfarrer A. P. humorvoll ausdrückte) oder Kunstwallfahrer anziehen!

Die gesamte Innenrenovierung der Kirche, betreffend Freilegung der jetzigen Wandgemälde und Ausmalung des Inneren, sowie die Restaurierung von Hochaltar und Kanzel lag in den Händen des Sillianer Restaurators Prof. E. Pokorny, wobei das Denkmalamt von Tirol hierfür verantwortlich zeichnete. Die durch diese Restaurierung erstrebte Helligkeit und Klarheit von Architektur und Dekoration des Raumes, sowie die malerische Ausstattung erzielten den ungeteilten Beifall des Volkes.

port in unserer Gegend zu festen Preisen und mit regelmäßiger Bedienung ohne gegenseitige Konkurrenzierung zu ermöglichen, ordnete Graf Leonhard von Görz im Jahre 1467 an, daß in Lienz, Sillian, Toblach und Niederdorf sogenannte „Rodgenossenschaften“ und Ballhäuser zur Wareneinlagerung errichtet werden. Diese Rodgenossenschaften (= Radgenossenschaften) waren eine Art Speditionsunternehmen zur Frachtenverlieferung für den gebietsmäßigen Bedarf und zur Abwicklung des Transitverkehrs. Sillian, das schon immer Gerichtsstätte des Gerichtes Heinfels war (der zugehörige Galgen stand bei Vierschach), gewann durch diese Frachteneinrichtung so an Bedeutung, daß es 1469 das Privileg eines Jahrmarktes bekam und so Markt wurde. Die zuständige Rodgenossenschaft für Waren aus Venedig und Ampezzo war in Toblach. Die jeweilige Genossenschaft lieferte die Ware nur bis zur nächsten, von wo sie mit dort neu aufgeladener Ware wieder zurückfuhr. Eine von Kärnten kommende Ware mußte z. B. in Lienz der Lienzer Rodgenossenschaft an ihr Ballhaus (wo heute das neue Postamt steht) angeliefert werden. Je nach Bestimmungsort verfrachteten die Lienzer die Ware bis Sillian; von dort wurde sie, wenn z. B. für Bruneck bestimmt, bis zum Ballhaus der Niederdorfer Genossenschaft geliefert. Sollte sie aber in Richtung Venedig gehen, so war sie in Toblach abzuliefern. Natürlich erforderte dieser Dienst einen großen Pferde- und Fahrzeugpark. Bei täglichem Verkehr wurden die Pferde am Zielorte gewechselt, also die am Vortage verwendeten und nun ausgerasteten Pferde eingespannt und mit anderer Fracht die Rückfahrt angetreten. Damals wie auch später waren die Inhaber des Frachtenführergewerbes fast nur Gastwirte. Entwicklung und Belastung hingen natürlich weitgehend vom Straßenzustand und der Straßensicherheit ab. Wir wissen nicht, wie lange diese Genossenschaften bestanden haben, aber der Pferdefuhrmann als Frachtenführer hat sich an den Hauptstraßen bis zum Bahnverkehr und in den Nebentälern bis zur völligen Ablösung durch Lastautos (um 1927) erhalten. In unserer Verkehrsstudie finden wir ihn natürlich erst nach der Schaffung eines befahrbaren Weges in den Tälern. In der Güterbringung löst er also die Boten ab, zumal mit dem Straßenbau auch schon das Postamt da war. Was unsere Fuhrleute luden und wie sie fuhren, sei in Ehrung dieses mühsamen Dienstes hier festgehalten.

Die jüngste der drei Einrichtungen ist der Stellwagen als Mittel des öffentlichen Personentransportes. Im Pustertale geht er auf das Jahr 1754 zurück, nämlich auf die Einrichtung des Postwagens Wien—Mantua und ab 1843 die Fahrten der Mallepost (Post und Personen) Klagenfurt—Brixen. Hingegen

blieben die Seitentäler davon bis etwa 1830 unberührt, also bis der Verkehr so zunahm, daß Postmeister oder Private an der Weiterbeförderung geschäftlichen Geschmack fanden. Dabei ist allerdings zu unterscheiden zwischen dem Poststellwagen, der neben der Post (obligatorisch) auch Personen befördert, und dem (gewöhnlichen oder privaten) Stellwagen, der sich mit dem reinen Personenverkehr befaßte.

Das Werden und Tun der Boten, Fuhrleute und Stellwagen soll nun teilweise dargestellt werden. Zum besseren Verständnis der jeweiligen Gegebenheiten als Voraussetzung für die fahrenden Dienste muß ein kurzer Überblick gemacht werden.

Straßen und Wege werden nur dort angelegt, wo und so lange wirtschaftliche oder militärische Interessen sie erfordern. So war es auch früher. In unserem Gebiete war nur die Drauburg- und Pustertalerstraße „Reichsstraße“. Sie zweigte in Lienz an der westlichen Kurve der heutigen Kärntnerstraße ab, führte über den Rindermarkt (heute Beda Weber-Gasse, früher „Rennweg“ genannt) über die Iselbrücke beim „Glöcklurm“ und mündete in die heutige Pustertalerstraße.

Die Grafen von Görz erhielten im Jahre 1234 vom Patriarchen von Aquileia, dessen Vögte sie waren, das Geleitrecht für die Kaufleute, die von Bayern über die Tauern und den Plöckenpaß nach Friaul und umgekehrt mit ihren Waren verkehrten. Damit übernahmen die Görzer die Sorge für die Sicherheit der Verkehrswege und durften dafür von den Benützern eine Abgabe einheben. Damit eng verbunden war auch das Zollrecht. Die Zollhäuser standen damals aber nicht an den Grenzen, sondern entlang der wichtigen Verkehrsstraßen. Solche Görzer Zollstätten waren in Lienz, Drauburg, Spital und Greifenburg. Im damals salzburgischen Gebiete von Matrei war ebenfalls eine Zollstätte, vermutlich in Seblas beim sogenannten „Auerpanzl“. Die Görzer als Inhaber des Zollrechtes waren auch zur baulichen Instandhaltung der Straßen verpflichtet.

Ihre Rechte und Pflichten gingen an die späteren Pfandinhaber über (Grafen v. Wolkenstein und Haller Damenstift), bis 1783 der Staat an ihre Stelle trat. Mit dem Wegfall der Lieferungen an das Damenstift in Hall, dem Anschluß des Matreier Gebietes an das Land Tirol (1814), dem Ausbau der Ampezzanerstraße (1830) und besonders mit der Bahneröffnung (1871) verlor der Felbertauern seine Bedeutung für den Warenverkehr und diente schließlich nur mehr Fußgängern und Viehtrieben (bis 1910: Eröffnung der Tauernbahn). Staatsinteresse genoß also nur mehr die Drauburg-Pustertalerstraße und sie wurde daher auch auf Staatskosten betreut.

(Fortsetzung folgt.)